

der *Mu'tazila* gesehen, die die These von der Erschaffung des Korans vertritt und heute im ägyptischen Koranwissenschaftler Abu Zaid einen Protagonisten hat (S. 156). Der Koran und Mohammed, auf dessen friedfertige Abschiedspredigt verwiesen wird (S. 160), gelten nicht wie manchen Islamkritikern als Folie für eine *leyenda negra* des Islam, sondern enthalten Ansätze zu einem globalen Humanismus.

Unter »Wir und die Anderen« (S. 164) werden bis heute verbreitete und manchmal noch verschärfte Klischees im Gespräch zwischen Morgenland und Abendland behandelt. Es gibt weder den Islam noch das Christentum. Die Geschichte der gegenseitigen Verwerfungen und gewalttätigen Ungerechtigkeiten ist leider beidseitig. »Heilige Kriege« (S. 169) gingen von beiden Religionen in ihren Missionsversuchen aus, nicht nur bei islamisch-arabischen Eroberungen der Anfangszeit oder bei den abendländischen Kreuzzügen.

Mit dem Orientalisten Bernhard Lewis wird auch unaufgeregt die Stellung des Islam zur Demokratie und zu Rechten der Frau dargestellt. Beschneidung ist kein Thema und Scheidung ein Recht auch der Frau. Ehrenmorde finden im Koran keinerlei Rechtfertigung. Ebenfalls erwähnen die Autoren dann morgenländische Klischees, die alle Schuld an Ungerechtigkeiten dem Westen zuschreiben. Alles entscheidet sich daran, dass das Fremde und Ungewohnte nicht als Bedrohung, sondern als Bereicherung erfahren werden kann. So kann dann auch das heute drängende Problem des salafistischen Terrorismus angegangen werden. Dazu geben die Autoren konkrete Handlungsanweisungen (S. 208f.).

Zu einem »fruchtbaren Dialog« (S. 211) führt die Vermeidung der Irreführung durch pauschal verwandte Begriffe wie Islamist oder Islamophobie. Förderlich sind ein »Zuhören mit Vernunft« (S. 214), wie es auch nach der zunächst missverstandenen Regensburger Rede Papst Benedikts XVI. der Fall war, und ein Respekt vor dem Anderen. Juden und Christen behalten als Angehörige einer Buchreligion im Islam ein Schutzrecht (auch wenn das Christentum aufgrund der Inkarnation keine eigentliche Buchreligion ist).

In »Schlussgedanken« (S. 223) verweisen die Autoren auf den versöhnlichen Besuch des heiligen Franziskus von Assisi 1219 während des Fünften Kreuzzuges bei Sultan al-Malik al-Kamil im Nildelta. Beeindruckt vom Muezzinruf regte Franziskus in einem Brief die christlichen Herrscher an, jeden Abend zum Gebet läuten zu lassen, worin das Angelusläuten seinen Ursprung hat.

Wie belebend der jahrhundertelange Kulturaustausch von Orient und Okzident in einer anderen Geschichte sein kann, beschreiben die Autoren in einer Zusammenfassung so: »Zieht man eine redliche Bilanz zu den wechselseitigen kulturellen Einflüsse im Laufe der letzten zwei Jahrtausende, muss man feststellen: Ohne das Morgenland fehlte dem Abendland sehr viel – und umgekehrt. In diesem Sinne gehört auch der Islam zu Europa und das Christentum zum Orient – und das Judentum zu beidem.« (S. 119f.)

Das lehrreiche Buch, das Semiya im ek, der Tochter eines NSU-Mordopfers, gewidmet ist, kann Versöhnung, Verstehen und gegenseitige Bereicherung vermitteln. »Man entwickelt erst dann ein tieferes Verständnis für die eigene Kultur, wenn man gelernt hat, sie auch von außen, mit den Augen eines Fremden zu sehen.« (S. 121) Stefan Hartmann

**Schottlaender, Rudolf (2017):
Deutschsein fünfmal anders**

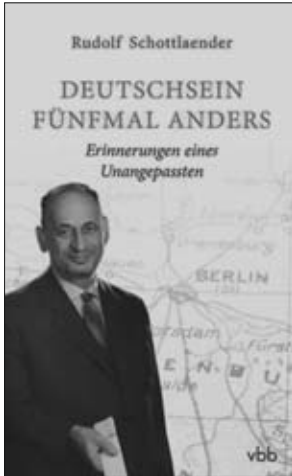
Erinnerungen eines Unangepassten

(hrsg. von Selle, Irene; Reininghaus, Moritz)

Verlag für Berlin-Brandenburg, Berlin,

200 Seiten, ISBN 978-3-945256-39-8

Der Philosoph und Altphilologe jüdischer Herkunft Rudolf Schottlaender (1900 – 1988) hat seinen Lebenserinnerungen einen Titel gegeben, der die Zugehörigkeit zum Deutschen betont – und die Spannung, das Problematische daran; er, der die Nazizeit in Deutschland überlebte und danach mehrmals zwischen dessen beiden Teilen wechselte, beantwortet die Frage nach seinem »merkwürdigen Lebensweg« mit dem schlichten



Satz: »So wie ich es sehe, bin ich mir in einer ganz einfachen Weise treu geblieben.« (S. 188) Weil es so war, kam es zu den mehrmaligen heftigen Wendungen in seinem Lebensverlauf; dass es so war, verleiht den Erinnerungen wohlthuende Eigendistanz, unaufwändige Größe, auch lakonische Kürze.

Was beschreibt Rudolf Schottlaender und wie beschreibt er es? Nicht um Vollständigkeit geht es ihm, er erzählt eher anekdotisch; die Darstellung emotionaler Zustände und Konflikte, psychologische Tiefenschürfung sind seine Sache nicht. Er ist ein rational gesteuerter Mensch und ist stolz darauf. Doch gilt ihm Vernunft immer als Mittel zum Verständnis menschlicher Lebensprobleme; sie zum Instrument mechanistischer Welterfassung zu machen hieße für Schottlaender, sie zu missbrauchen.

Zu den Stationen seines Lebens: Der Vater betrieb in Bromberg, dem heutigen Bydgoszcz, ein Textilunternehmen. Der Sohn widersetzte sich dem Lebensmodell des Vaters, studierte Philosophie und Altphilologie in Berlin bei Ernst Cassirer, Ernst Troeltsch und Eduard Fraenkel und in anderen Universitätsstädten bei Jaspers, Husserl und Heidegger. Schon da galt Schottlaenders Hauptinteresse der Ethik, und Praxishnähe wurde sein philosophisches Credo; künstlerische Interessen beglei-

teten sein Denken stets. 1923 promovierte er mit einer Arbeit zur aristotelischen Ethik. Unter dem prägenden Einfluss stoizistischen Denkens und besonders Spinozas trat er in diesen Jahren aus der jüdischen Gemeinde aus.

Die Nazis kamen an die Macht, und die zweite Phase des Deutschseins von Rudolf Schottlaender begann. Die Rassengesetze trafen ihn durch Ausschluss aus dem öffentlichen Leben, vorerst aber nicht als akute existentielle Gefährdung: Seine privilegierte Mischehe mit einer Frau arischer Herkunft und der Umstand, dass die gemeinsamen Söhne nicht jüdisch erzogen wurden, bewahrten ihn vor der Deportation und dem Tragen des gelben Sterns. Nichtsdestoweniger war es eine Zeit der Demütigung und Einsamkeit, in der er, wie er schreibt, der Charaktertyp wurde, als der er die zweite Hälfte seines Lebens bestanden hat: voll »Entschlossenheit, philosophische Denkweisen antiken Ursprungs nun auch selbst zu bewähren, danach zu leben« (88), das heißt, »mir neben der entschiedensten Verwerfung der Barbarei so viel Objektivität wie möglich zu bewahren und meine Urteile nicht durch Hass trüben zu lassen. [...] auch die Furcht und der Zorn [sollten mir] möglichst fern bleiben.« (S. 86) Für diese an den Stoikern geschulte Gelassenheit gibt es in den Erinnerungen frappierende Beispiele: materielle Uninteressiertheit, Distanz zu Ehrgeiz und Karriere, Furchtlosigkeit in Situationen großer Gefährdung.

Mit dem Ende des Nationalsozialismus begann die dritte, vorerst beglückende Etappe in Schottlaenders Deutschsein. Der Einmarsch der Roten Armee bedeutete für ihn tatsächliche Befreiung. Von seiner Frau, die sich in den Hitler-Jahren zunehmend von dem jüdischen Ehemann entfernt hatte, wurde er geschieden. An der Volkshochschule gab er Philosophieurse und begegnete dort seiner neuen Lebensgefährtin. Er wurde als Philosophie-Professor an die Technische Hochschule Dresden berufen, doch dort ist seines Bleibens nicht lange: Seine Erklärung, am 1. Mai (1949) nicht unter Hassparolen demonstrieren zu können, führte zur abrupten Kündigung.

Edith und Rudolf Schottlaender mit ihren Kindern Irene und Rainer (und einem jungen Freund, Mitte) vor ihrem Haus in Berlin-Hirschgarten, um 1967.



In Westberlin, wohin die Familie zurückkehrte, arbeitete Rudolf Schottlaender als Studienrat; auch dort wurde er unvermittelt vom Dienst suspendiert, nachdem er gegen die Wiederbewaffnung Deutschlands protestiert hatte. Jetzt erkannte man ihm sogar den Status des politisch-rassistisch Verfolgten ab (den er allerdings auf juristischem Weg wiedererlangte). Er kommentiert diese Vorgänge so: »Die Erlebnisse in Westberlin trafen mich umso tiefer, als ich in der Welt, die sich die ›freie‹ nennt, dergleichen nun doch nicht erwartet hätte.« (S. 129)

Wieder war Rudolf Schottlaenders Existenz ungesichert, obgleich er eine große Zahl von Veröffentlichungen zu antiker Philosophie und Literatur und zu politisch-ethischen Fragen vorweisen konnte und als Übersetzer antiker Autoren fraglos Autorität genoss. Jetzt bot ihm die Ostberliner Humboldt-Universität eine Professur für Lateinische Literatur an. Schottlaender, der nicht ohne Bedingungen annahm, trat damit in die fünfte Phase seines Deutschseins ein. Er versuchte, die konträren Mächte, die ihn zu ihrem Spielball machen wollten, in seinem Sinne zu nutzen, indem er sich weiterhin neben fachlichen zu politisch-ethischen Fragen äußerte; auch im Lehramt machte er »das nicht bloß historisch referierende, sondern existentiell aktualisierende Eindringen in die antiken Texte« (S. 133) zu seiner Sache.

Mit den Erinnerungen Rudolf Schottlaenders liegt ein Zeitzeugnis ersten Ranges vor; nicht jede der Wendungen im Leben des Autors ist primär von seiner jüdischen Herkunft bestimmt, aber jede ist nicht denkbar ohne diese. Dass der Autor in der Darstellung seines Lebensverlaufs bedingungslos ehrlich, frei von Eitelkeit, kompromisslos in der Verteidigung seiner Denkresultate ist, macht die erstaunliche Authentizität dieses Textes aus – ein Eindruck, der durch Fotos und ein Interview von 1979 noch verstärkt wird. *Brigitte Sändig*

Schneider, Nikolaus

(Hg.) (2017):

Als flögen wir davon

Über die letzte Wegstrecke

Gedanken von Franz Alt, Eleonore Frey, Anselm Grün, Klaus Kinkel, Gesine Schwan, Fulbert Steffensky, Manfred Stolpe, Rita Süßmuth u.a., Kreuz Verlag, Hamburg, 208 Seiten, ISBN 978-3-946905-10-3

Der Herausgeber führt im Vorwort (S. 7–13) in das Thema ein. Die trotz allen medizinisch-wissenschaftlichen Fortschritts ge-

gebene Endlichkeit des menschlichen Lebens, das dahingeht »als flögen wir davon« Ps 90,10 (S. 7), führt zu der Einsicht »Herr, lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden.« Ps 90,12 (S. 8).

In diesem Sinne soll sein Buch zur Auseinandersetzung und Aussöhnung mit der Endlichkeit, Vergänglichkeit, dem Fragmentarischen des irdischen Lebens anregen und zur existentiellen, persönlichen Akzeptanz altersbedingter Grenzen führen (S. 8f). (Alters-)klug gewordene Menschen bringen Erfahrungen, Hoffnungen, Ängste und Gewissheiten ihrer letzten Wegstrecke zur Sprache. Gottes- und Jenseitsvorstellungen, Todesnähe und altersbedingte Einschränkungen sind Themen. Die realistische, lebenskluge Sicht darauf wird zur Grundlage von Beziehungsfähigkeit gegenüber dem Mitmenschen und Gott. (S. 10f) Würde und Wert des vergänglichen Lebens sind dabei eingebettet in eine *heilige Vergänglichkeit* (Kurt Marti) mit Abschieden, Verlust und Schmerzen (S. 12f).

Schneider eröffnet einen Horizont von Überlegungen zur letzten Lebensphase, die facettenreiche Denk- und Sichtweisen namhafter Zeitzeugen aufzeigen. Lebensbilanzen (S. 47f, S. 75ff u.ö.), Bestandsaufnahmen (S. 73f, S. 87 u.ö.), ethische und theologische Reflexionen (S. 16, 79 u.ö.) sowie Glaubenserfahrungen (S. 95,